

ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit ❖ Oktober 2022

Vorwort

Im Oktober geht es um den Tätigkeitsbericht der ZZB im Jahr 2021, gefolgt von der Beschreibung der Fortschritte unseres „Migranten“-Projektes. „Am Wegesrand“ ist der Titel der abenteuerlichen Reise zweier Studenten nach England, während das Reiseziel „Cuxhaven“ alles andere als eine Vergnügungsreise für eine Schülerin bedeutete. Die aktuelle Kriegssituation in der Ukraine hat sowohl Erinnerungen an frühere Notzeiten ausgelöst als auch Putins „Nazi“-Begriff im Vergleich zum historischen Nazi analysiert.

Eva Geffers

Alle Jahre wieder ...

...ist Mitgliederversammlung. Ein Ereignis, das schon aufgrund des bürokratisch und nüchtern anmutenden Titels wenig Attraktivität ausstrahlt und daher unter den Mitgliedern des Vereins ZeitZeugenBörse e.V. nicht gerade einen Massenansturm auf den Veranstaltungsort auszulösen vermag.

Und so waren es in diesem Jahr im Lazarus-Haus lediglich 15 Vereinsmitglieder, die zusammenkamen, um sich über die Jahresbilanz 2021 und den Ausblick auf das laufende sowie das kommende Kalenderjahr zu informieren.

Schade eigentlich, denn neben den per Satzung vorgeschriebenen formal abzuhandelnden Programmpunkten wie Finanz-, Wirtschafts- und Jahresbericht war insbesondere der Blick in die Zukunft der ZZB aller Aufmerksamkeit wert, zeigte er doch, dass der Verein in der Lage und mutig ist, neue Wege zu gehen, Probleme zu erkennen und innovative Lösungen auf den Weg zu bringen.

Zunächst aber einige Daten zur Bilanz 2021:

51 Vereinsmitglieder, Vakanz in der Funktion 2. Vorsitzender, 25 ehrenamtliche Helferinnen und Helfer, 114 aktive Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, 127 Vermittlungersuchen und gesunde Vereinsfinanzen dank der Unterstützung des Landesamtes für Gesundheit und Soziales sowie anhaltender Spendenbereitschaft.

Da das Amerikahaus ganzjährig pandemiebedingt als Veranstaltungsort nicht zur Verfügung stand, konnten lediglich zwei Vorträge im Ausweichstandort Lazarus-Haus durchgeführt werden. Der ZZ-Brief erschien in neun Ausgaben in gewohnter Form und Qualität.

Die im 2. Coronajahr nur leicht wieder angestiegenen Vermittlungersuchen stellen unser derzeit drängendstes Problem dar. Die aus verständlichen Gründen erlahmte Nachfrage durch Schulen muss schnellstmöglich wieder in Gang gebracht werden.

Die ZZB vertraut dabei nicht allein auf den sich normalisierenden Lehrbetrieb, sondern hat die Gelegenheit genutzt, das Angebot von Studenten der Hochschule für Wirtschaft und Recht anzunehmen, ein Marketingkonzept für die ZZB zu erstellen. Viele hoffnungsvolle und sehr praktische Ansätze zur Attraktivitätssteigerung unserer Angebote sind hier zusammengekommen und sollen in den nächsten Monaten angegangen werden.

Inhalt	
Geffers: Vorwort	1
Splettstöhser: Alle Jahre wieder	1
Kraft: „Ankommen in Deutschland“	2
Pohl: Am Wegesrand	3
Tellmann: Heimweh...	5
Böhm: Der Mann auf dem Ofen	6
Berger: Was meint Putin	7
Gratulationen	8
Ankündigung	8

Parallel dazu kümmern wir uns verstärkt um die Möglichkeiten der neuen Medien. Eine auf Honorarbasis beschäftigte junge Kommunikationswissenschaftlerin widmet sich seit einigen Wochen verstärkt unseren „Werbepattformen“ Facebook, Instagram und unserer Internetseite.

In Vorbereitung ist zudem die Veröffentlichung vorhandener Vorträge über einen eigenen Youtube-Kanal, zu dem unser Filmteam seit Monaten bereits umfangreiche Vorarbeiten geleistet hat.

Last but not least gibt es ebenfalls Positives aus dem gesondert geförderten Projekt „Zeitzeugen mit Migrationshintergrund“ zu berichten. Sechs Interviews sind bereits „im Kasten“, weitere terminiert, und die ersten öffentlichen Präsentationen migrantischer Zeitzeugen finden am 13.9. in der Fabrik Osloer Straße sowie am 30.9. im Afrikahaus statt.

Erfahrungsberichte der anwesenden Zeitzeuginnen und Zeitzeugen über ihre Einsätze rundeten abschließend die Mitgliederversammlung ab, die nach ca. zwei Stunden harmonisch zu Ende ging.

Rück- und vorausblickend bedanke ich mich respektvoll für das ungebrochene, aufgeschlossene und kreative Engagement unserer Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, unserer Vereinsmitglieder, unserer Ehrenamtlerinnen und Ehrenamtler sowie meinen Vorstandskolleginnen und -kollegen. Nicht nur für das im Mittelpunkt der MGV stehende Jahr 2021, ganz besonders auch für die geschilderten neuen Entwicklungen und nicht zuletzt für das ausgesprochene Vertrauen, das durch die einstimmige Entlastung des Vereinsvorstandes zum Ausdruck kam!

Im Namen des Vorstands
Jens Splettstöhser

“Ankommen in Deutschland”

Zeitzeugengespräch in der Fabrik Osloer Straße am 13.09.2022

Von Saskia Kraft

Mit einer kleinen gemütlichen Runde und genügend Keksen haben wir uns in den Räumlichkeiten der Fabrik Osloer Straße, einem

Zentrum für soziale und kulturelle Arbeit im Wedding, versammelt, um die Geschichte von zwei Mitarbeiterinnen des Zentrums anzuhören. Diese Veranstaltung fand im Rahmen unseres Projekts „Zeitzeug:innen mit Migrationsgeschichten“ statt, mit dem wir Zeitzeugenarbeit um die wertvollen Geschichten früherer Migrantinnen und Migranten erweitern möchten. Wir interessieren uns für alle Herkunftsorte und Migrationsmotive, die sich nicht nur z.B. auf die Anwerbeabkommen beschränken, die West- und Ostdeutschland mit anderen Ländern abschlossen. Bei dieser Veranstaltung ging es um zwei Frauen mit türkischen Wurzeln, die ganz unterschiedliche Wege nach Wedding geführt haben.

Sheyda, die in der Türkei geboren wurde und aufgewachsen ist, schilderte, wie sie früh ohne ihre Eltern klarkommen musste und schon durch die Schule mit den schwierigen politischen Verhältnissen des Landes in den 1980er Jahren konfrontiert war. Dennoch hegte sie nie den Plan, die Türkei zu verlassen, schon gar nicht, um nach Europa oder in das aus Erzählungen von „Gastarbeitern“ bekannte Deutschland auszuwandern. Sie lernte einen Mann kennen, mit dem sie doch nach Berlin zog, wo sie zunächst sehr von den Lebensumständen schockiert war. Alles war nicht so toll, wie sie es sich vorgestellt hatte. Heute sagt sie, fühlt sie sich sehr wohl hier und fühlt sich im Urlaub in der Türkei hingegen fremd. Diskriminierung hat sie hier hauptsächlich von türkischer Seite wegen ihrer Religion (Alevitentum) erfahren, einer Glaubensrichtung, die z.B. viele Regeln des Islam nicht befolgt. Außerdem hat ihre Ehe mit einem Deutschen oft zu Ablehnung oder Unverständnis geführt.

Unsere andere Zeitzeugin Aynur hatte eine ganz andere Geschichte von sich selbst als „Kofferkind“ zu erzählen. Das heißt, dass sie als kleines Kind zwischen den Eltern in Berlin und der Großmutter in der Türkei hin- und her gewechselt ist, immer abhängig von der Arbeits- und Betreuungssituation. Sie erinnert

sich an eine freie Kindheit in Kreuzberg und Spielen auf der Straße mit einem diversen Kreis von Nachbarn, Freunden und Verwandten. In den 80ern gab es das Angebot der Rückkehrhilfe in Höhe von ca. 10.000 DM für ehemalige Gastarbeiter, ein einschneidendes Erlebnis für Aynur, da ihre Eltern entschieden, nach Istanbul zu ziehen. Mit der Schule und der gesellschaftlichen Situation in Istanbul war sie sehr unglücklich, dort fühlte sie sich nicht Zuhause. Nach zwei Jahren kehrte sie unter dem Vorwand eines Urlaubs dauerhaft ohne ihre Eltern nach Berlin zurück.



Aynuri, Christin Sommerfeld, Sheyd,
Foto: Karola Szopinski

Beide Frauen haben auch von ihren Kindern erzählt und wie diese sich in der zweiten bzw. dritten Generation fühlen, wie sie sich mit Ausgrenzung und Diskriminierung auseinandersetzen und auch Schwierigkeiten bei der Identitätsfindung haben. Auch wie die Reflexion der jüngeren Generation die Selbstwahrnehmung der Eltern beeinflusst und verändert, war Thema.

Im Anschluss gab es noch Fragen aus der Runde, die sich z.B. mit der den meisten Anwesenden viel zu wenig bekannten politischen Situation in der Türkei infolge des Militärputsches 1980 befassten.

Am Wegesrand **Von Klaus-Dieter Pohl**

Die Rundumdieuhrberichterstattung auf allen Kanälen wegen der Queen anlässlich ihres

Todes am 8. September hat bei mir die Erinnerung ausgelöst an meine – die einzige – Reise nach England. Eine Erinnerung, die reich ist an Dingen, die sich gleichsam nebenbei ergeben haben, aber gerade deshalb verbunden sind mit dieser Reise.

Das Sommersemester 1963 an der FU war gerade beendet, als ich mit meinem Freund auf dessen 125er Vespa zu unserem ersten Abenteuer – dem noch viele folgen sollten – aufgebrochen bin.

Wir hatten uns entschlossen, nach England zu fahren. Noch ziemlich unbeleckt war für uns „Großbritannien“ identisch mit „England“. Und Englisch konnten wir beide nicht, denn wir hatten in der Schule lediglich Russisch und Latein gelernt. Na schön, dass man in England „links fährt“, war uns schon klar, aber mit einem Roller sollte das kein allzu großes Problem werden.

Von Oostende nach Dover übergesetzt, sahen wir zum ersten Mal die berühmten White Cliffs, musikalisch verewigt unter anderem von Mr. Acker Bilk's Dixieland Jazz Band Canterbury. Der Besuch der Kathedrale löste Erinnerungen aus an Jean Anouilh's „Beckett oder die Ehre Gottes“, gesehen im Schiller-Theater noch während meiner Schulzeit mit Erich Schellow, Rolf Henniger und anderen in einer grandiosen Inszenierung von Boleslaw Barlog.

In London waren wir auf der Suche nach einer bestimmten Adresse und wandten uns mit unserem dürftigen Vokabular („We are looking for“) an einen Bobby. Seine Gegenfrage überforderte uns, und er holte dann ein Buch mit dem Straßenverzeichnis hervor: Es gab eine ganze Seite mit „Hamilton road“, und wir wussten nichts Genaueres. Wie's weiterging? Vergessen.

London zu Fuß oberflächlich erkundet (Big Ben, British Museum, Tate Gallery, Trafalgar Square, Soho nicht zu vergessen), reisten wir nach wenigen Tagen weiter und machten eine ganz neue Erfahrung: Die Vespa hat

einen Zweitaktmotor und fährt mit einem Gemisch aus Benzin und Motorenöl in einer mengenmäßig bestimmten Zusammensetzung. Aber auf den Tankstellen gab es kein „Gemisch“. Also musste Öl und Benzin in der möglichst richtigen mengenmäßigen Zusammensetzung in den Tank. Der Tankwart, der offenbar Zweitaktmotoren nicht kannte, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als wir nach dem Benzin Motorenöl in den Tank schütteten. Die quantitativ richtige Mischung war zudem das nächste Problem, da uns die britischen Hohlmaße (gallon, quart, pint) nicht vertraut waren. Und so kam es, dass wir nach dem Tanken manchmal eine blaue Wolke hinter uns herzogen (zu viel Öl) oder der Roller allzu zügig fuhr (zu wenig Öl mit dem Risiko eines „Kolbenfressers“). Aber im Lauf der Tour gewannen wir ein Gefühl für die richtige Mischung.

Über Oxford, Cambridge und Stratford gelangten wir nach Llandrindod Wells in Wales, einer kleinen Stadt an der Küste. Der dortige Herbergsvater der Jugendherberge machte uns klar, was ein duty ist: eine Aufgabe, die man zu erledigen hat, bevor man nach der Übernachtung abreisen darf.

Nachdem wir das erledigt hatten, ging es nach Norden durch den Lake District über Liverpool nach Schottland. Und hier erlebten wir zum ersten Mal ganz konkret, dass England nicht identisch ist mit Großbritannien. In England waren die Jugendherbergen organisiert von der Youth Hostel Association (YHA), versehen mit grüner Beschilderung. Benutzt werden durften sie ausschließlich von „Walkern“, weshalb wir den Roller immer ein paar Ecken weiter parkten. In Schottland hingegen waren die Jugendherbergen organisiert von der SHA, also der entsprechenden schottischen Organisation, und waren versehen mit einer roten Beschilderung. Und man musste Parkgebühren zahlen.

In Glasgow vorbei am berühmten Hampden Park (ein paar Jahre zuvor hatte hier Eintracht Frankfurt im Endspiel der Landesmeister grandios gespielt und verloren) ging die

Reise weiter, vorbei am Loch Ness, Loch Lomond in östlicher Richtung.

Nach einer Übernachtung in Tomintoul (der Herbergsvater betrieb den örtlichen Pub und der Schlüssel für die Herberge – bestehend aus zwei Schlafräumen und einer kleinen Küche – lag unter der Fußmatte) ging es weiter.

Auf schmalen, kurvenreichen Straßen kamen wir gut voran bis zu einer unbeschilderten Gabelung. Auch die mitgeführte Karte half nicht weiter. Aber ein Schäfer – wie aus dem Bilderbuch – rettete uns: Seine Herde auf der Straße gemächlich entlangtreibend, fragten wir ihn, als er uns – umgeben von seiner Herde – erreicht hatte, mit unserem Englisch: „Where ist the way to Aberdeen?“ Unvergessen seine Antwort, ohne dabei die Pfeife aus dem Mund zu nehmen: „All ways go to Aberdeen.“ Nachdem die Schafe uns den Weg freigegeben hatten, ging's weiter.

In Aberdeen bei schönem Wetter auf einer Wiese ausgestreckt, in der Jugendherberge genächtigt und am nächsten Tag in Richtung Süden gefahren, war unser nächstes Ziel: Edinburgh. Hier gerieten wir mit dem Roller mitten hinein in einen großen Umzug mit kostümierten Dudelsackspielern und allem, was dazu gehört: Es waren gerade die alljährlich stattfindenden Edinburgh-Festspiele und viele Menschen unterwegs. Vor einem Hotel sahen wir zahlreiche Rolls Royces und Bentleys und die livrierten Chauffeure in Gruppen zusammen stehend und wartend.

Wir besichtigten die über der Stadt liegende Burg und besuchten am frühen Abend in der zwischen Burg und der Stadt liegenden Senke, wo Bühnen aufgebaut waren, ein Konzert mit südamerikanischer Musik, und am Ende wurde (wie sich das gehört) „God save the Queen“ gespielt. Für unsere Ohren hörte sich das irgendwie schräg an.

Da in der Jugendherberge kein Platz mehr frei war, erlaubten wir uns ein „bed and breakfast“ und genossen britische Gastfreundschaft. Vielleicht auch deshalb habe ich später immer gesagt, ich könne mir -

wenn schon Großbritannien – am ehesten vorstellen, in Edinburgh zu leben.

Über York –nun wieder in England – näherte sich die mehrwöchige Reise ihrem Ende. In Dover bestiegen wir nach der Zollkontrolle die Fähre. Obwohl wir nach der langen Tour wohl inzwischen ziemlich verwahrlost aussahen, ließen es sich die Zöllner nicht nehmen, uns mit „Sir“ anzusprechen, was uns innerlich schmunzeln ließ.

Lang ist's her, aber vieles noch ganz nah. Und ich finde keine Antwort auf die Frage, warum es bei diesem einen Besuch geblieben ist.

Heimweh ist schlimmer als Durst Verschickung nach Cuxhaven 1959 Von Elli Tellmann

Nachts, am geöffneten Fenster, in eine Decke eingewickelt, auf dem Arm meines Vaters – hustend. Diese Szenerie gehört zu meinen frühesten Kindheitserinnerungen. Asthmaanfall !

Irgendwann folgten die Eltern dem Rat des Hausarztes: Luftveränderung. Ein Kuraufenthalt sollte gesundheitliche Besserung bringen. Ich war gerade sechs Jahre alt, hatte vor wenigen Wochen das Abenteuer Einschulung, damals noch zu Ostern, erlebt, und sollte nun sechs Wochen lang ohne Eltern, das erste Mal allein von zu Hause weg an die Nordsee fahren. Was das konkret bedeutete, realisierte ich wahrscheinlich nicht so richtig. Zunächst fand ich es spannend, mit einem großen Reisebus fahren zu dürfen, ein eigener, mächtiger Koffer begleitete mich, und die riesige Zeitspanne von sechs Wochen - für ein Kind eine Ewigkeit- interessierte mich überhaupt nicht. Ich fuhr also ohne Protest und Bedenken ins Abenteuer.

An die Verschickung nach Cuxhaven an der Nordsee habe ich fast ausschließlich negative Erinnerungen. Der Tagesablauf war eiförmig und geprägt von Spaziergängen und

Erholungsschlaf. Vormittags und nachmittags stand ein jeweils zweistündiger Aufenthalt an der frischen Seeluft an. Zu zweit, Hand in Hand, mussten wir spazieren. Die strengen „Tanten“ duldeten kein Abweichen vom Weg. Strandspiele, buddeln im Schlick, Sandburgen bauen oder ähnliche anregende kindliche Betätigungen waren Fehlanzeige. Öde trottete man auf den Spazierwegen vor sich hin. Eine noch größere Qual war der zweistündige Mittagsschlaf. Ich fühlte mich zum Kleinkind degradiert. Mit sechs Jahren machte man keinen Mittagsschlaf mehr, und man konnte auch nicht schlafen. Unerbittlich musste man zwei Stunden liegen. Weder Bücher anschauen (lesen konnten die meisten Kinder noch nicht) noch andere ruhige Tätigkeiten waren erlaubt. Die tägliche Tortur musste man über sich ergehen lassen. Strenge Regiment galt auch bei den Mahlzeiten. Selbstverständlich musste der Teller, den man sich nicht selbst füllte, leer gegessen werden. Ich war ein mäkkliger und schlechter Esser. Zudem gab es an der Küste häufiger Speisen, die mir fremd waren und nicht gerade meinen Geschmack trafen. Und so boten auch die Mahlzeiten nichts Erfreuliches für mich. Häufig saß ich noch mit wenigen anderen Kindern oder auch allein im Speisesaal vor einem Teller, der nicht leerer werden wollte, während die Braven, die aufgegessen hatten, schon aufstehen und gehen durften. Neben dem Herunterwürgen des Essens plagten einen noch Horrorgeschichten: Das Gerücht ging um, dass Erbrochenes wieder gegessen werden musste, sodass diese Möglichkeit auch keinen Ausweg aus der Misere bot. Ob dies wirklich zutraf, kann ich nicht bestätigen, ich habe es weder gesehen noch erlebt. Neidisch war ich auf gut Vorbereitete, die von zu Hause mit Papiertaschentüchern ausgestattet waren, in denen Fettbrocken und anderes Unliebsames verschwinden konnten. Meine mit feinstem Häkelrand versehenen Batisttaschentücher, Geschenke meiner Patentante, durfte ich für diese Zwecke natürlich nicht missbrauchen. Das Erziehungspersonal, unsere Tanten, wie wir die nennen mussten, habe ich nicht als

einfühlsam und zugewandt erlebt, sondern nur als streng im Ton und Umgang. Im Jahr 1959 war die Ausbildung des Personals wahrscheinlich noch der Pädagogik aus vergangenen Zeiten verpflichtet. Psychologie stand wohl nicht im Ausbildungsplan. Sehr beschämt fühlte ich mich, als einige dieser Tanten hemmungslos lachten, als ich eine viel zu große Strumpfhose (in diesen Zeiten waren Käufe auf Zuwachs nicht unüblich) aus meinem Gepäck holte und sie mir anhielt. Bestimmt ein lustiger Anblick, aber ich fühlte mich nur verloren, und die Situation war mir höchst peinlich.

Gibt es gar nichts Schönes von diesem Aufenthalt zu berichten? Kaum. Die Turnstunden habe ich in guter Erinnerung, etwas toben, etwas Spaß und hier und da mal ein paar vertraute Worte mit anderen Mädchen. Und schön war auch ein Ausflug zu einer Hallig per Pferdewagen durch das Watt. Das war abenteuerlich und hat viel Spaß gemacht. Aber sonst? Heimweh plagte mich die ganze Zeit. Und bei meiner Rückkehr wurde ein geflügeltes Wort in der Familie geprägt: Heimweh ist schlimmer als Durst, auch wenn mein Vater die umgekehrte Variante dieser Redewendung immer zum Besten gab und mich damit ärgerte.

Aber immerhin: Gesundheitlich brachte diese Verschickung den gewünschten Erfolg. Asthmaanfälle hatte ich nicht mehr.

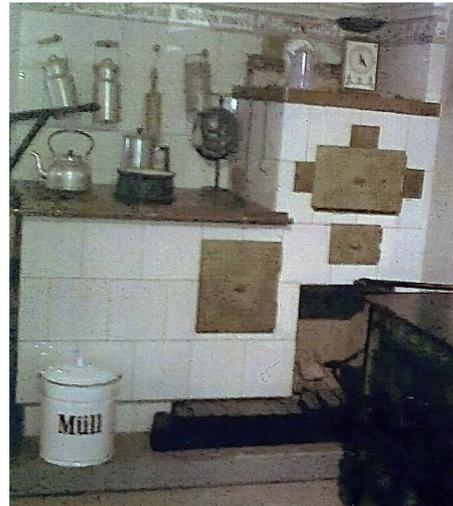
Der Mann, der auf dem Ofen las Von Günter Böhm

Alle Nachbarn im Haus saßen im Kalten. Aus die Öfen! Keiner hatte Heizmaterial. Nur in unserer Küche war es bullig warm. Ein Kochherd, gemauert aus weißen Ofenkacheln, machte es möglich.

Er hatte eine Backröhre und Kochstellen, die mit eisernen Ringen abgedeckt waren. Mit diesen Ringen konnte man das Feuerloch der Größe des Kochtopfs anpassen. Wir konnten so kräftig einheizen, weil mein Vater in der Gasproduktion arbeitete. Früher wurde

Gas aus Steinkohle gewonnen. Davon brachte er täglich ein paar Brocken mit heim. (Nicht legal, ist aber verjährt)

Abends saß mein Vater auf einer Fußbank, die er auf den Herd stellte. So hatte er einen gemütlich warmen Platz zum Lesen. Meine Mutter schob manchmal einen Kartoffelkuchen in die Röhre. Das blieb im Haus wegen des schönen Geruchs nicht unbemerkt. Bald glich unsere Küche einer Backstube.



Gekachelter Küchenherd
Quelle: Ofenmuseum Velten

Der aufmerksame Leser, die geneigte Leserin werden jetzt denken, dass Gas wie auch Strom rationiert waren. Nicht für uns. Denn eines Tages klingelten zwei Männer und baten um Zutritt zum Gaszähler. Mutter bekam's mit der Angst, völlig unbegründet, wie sich rasch zeigte. Die beiden Gasleute packten Werkzeug aus und schraubten den Zähler ab. Dafür setzten sie ein Stück Rohr ein, und das Gas konnte „ungezählt“ fließen. Mit der Ermahnung, auch künftig nur die erlaubte Menge zu verbrauchen, verließen sie unsere Wohnung. (Auch nicht legal, aber verjährt)

Ein warmer Raum ist noch angenehmer, wenn er beleuchtet ist. Strom war aber nicht nur rationiert, er wurde auch oft abgeschaltet. Einmal saß ich im Kino, als plötzlich die Leinwand dunkel wurde: Stromsperre. Ende der Vorstellung. Daheim gingen Lampen und Radio (sofern vorhanden) aus. Mein Vater aktivierte eine bei Einführung der elektrischen

Beleuchtung stillgelegte Gasleitung; er verlängerte das Rohrstückchen, das aus der Wand lugte und baute eine Lampe dran. (Das war schwieriger, als ich hier beschreiben möchte) Das Licht lockte Nachbarn an und förderte die Geselligkeit.

Nachts kam der Kältetod

Eines Tages wurden wir jungen Männer auf Lastwagen gesetzt und in brandenburgische Wälder gebracht. Mit großen Sägen rückten jeweils zwei Mann den Kiefern zu Leibe. Die Arbeit war für den Tag beendet, wenn die zerteilten Stämme zu Klaftern aufgeschichtet waren. Ab ging's ins „Hotel“; im Tanzsaal eines Dorfgasthofs schliefen wir auf dünnem Stroh, das auf den Boden geschüttet worden war. Dünn auch die Suppe, unser Abendessen. Das bisschen Holz reichte natürlich nicht weit, so dass beispielsweise im Tiergarten bald kein Baum mehr stand und die Holzleisten der Parkbänke auch Heizmaterial geworden waren. Im Winter 1946 erfroren viele Menschen in den Betten, und die Zeitungen veröffentlichten in einer ständigen Rubrik die Zahl der Menschen, die der Kältetod geholt hatte. So schrecklich wird der Winter 2022/2023 bestimmt nicht werden.

Was meint Putin, wenn er von Nazis in der Ukraine spricht?

Von Gabriel Berger

In seiner Rede am 20.09.2022 hat Putin seine These wiederholt, dass es in der „militärischen Spezialoperation“ in der Ukraine um das Niederringen der Nazis geht, die 2014 mit Unterstützung des Westens das Land im Handstreich eingenommen hätten. In Deutschland verbindet man mit dem Begriff „Nazi“ in erster Linie die Erinnerung an die im deutschen Nationalsozialismus praktizierte rassistisch motivierte Ausgrenzung von Juden und schließlich an den Juden verübten Massenmord. Ein Nazi ist folglich ein Mensch, der der faschistischen Ideologie der Nazis anhängt und die nationalsozialistische Judenvernichtung für legitim hält. Das macht auch den gravierenden Unterschied zwischen den im 20. Jahrhundert

etablierten Herrschaftsformen Faschismus und Nationalsozialismus aus. Denn der italienische, spanische, portugiesische Faschismus usw. waren wohl menschenverachtende Diktaturen, die aber nicht den Antisemitismus als obligatorisches ideologisches Element beinhalteten, im Gegensatz zum deutschen Nationalsozialismus.

Was meint also Putin, wenn er die Ukraine, einen Staat mit einem jüdischen Präsidenten, als einen Nazi-Staat bezeichnet? Im Verständnis von Putin, das sich an die sowjetische Sicht anlehnt, war nicht die Vernichtung der Juden, sondern die Ausrottung der Slawen, insbesondere der Russen, das primäre Ziel der deutschen Nationalsozialisten. In der sowjetischen Interpretation des Nationalsozialismus und seiner Verbrechen wurde die rassistische Verfolgung und Vernichtung der Juden vollständig ausgeblendet. Die ermordeten Juden tauchten in sowjetischen Gedenkstätten für Nazi-Verbrechen nur als Sowjetbürger auf. Dieser Interpretation des Nationalsozialismus schlossen sich die Propagandisten der Ostblockstaaten an. Auch in der DDR und in Polen wurden in KZ-Gedenkstätten die jüdischen Opfer nicht explizit benannt, obwohl sie in den meisten KZs die Mehrheit der Opfer ausmachten. Auch wurde in der DDR nie vom Nationalsozialismus, sondern nur vom „deutschen Faschismus“ gesprochen, um die Verwirrung zu vermeiden, die Nazis als Sozialisten zu sehen.

Wer sind also für Putin die ukrainischen Nazis? In der russischen Erinnerungspolitik nimmt der 9. Mai als der Tag der Befreiung von den deutschen Nationalsozialisten den höchsten Rang ein. Es ist der Tag der Erinnerung an die Millionen sowjetischen Opfer im Kampf gegen die nationalsozialistischen deutschen Invasoren und besonders an die zivilen Opfer, von denen die meisten Russen waren. Dass unter den Opfern auf sowjetischer Seite auch Millionen Ukrainer zu beklagen waren, wird in der aktuellen politischen Lage ausgeblendet. Stattdessen werden die mit den Nazis bei Morden an bolschewistischen Russen kollaborierenden ukrainischen

Nationalisten herausgehoben, als deren ideale Erben die heutigen politischen Führer der Ukraine betrachtet werden. Die Morde der ukrainischen Nationalisten an Juden und Polen werden dabei weitgehend ausgeblendet. So entsteht also das Bild der ukrainischen Nationalisten als der ukrainischen Nazis, deren Hauptziel Massaker an Russen gewesen seien, was der historischen Wahrheit widerspricht. Und so ist auch die abstruse russische Definition der „Nazis“ aus der Taufe ge-

hoben worden, dass nämlich ein Nazi ein Individuum ist, das die Russen hasst und bekämpft. In diesem Sinne sind die gegen die russische Invasion kämpfenden Ukrainer alle Nazis und der gegen die russische Invasion kämpfende ukrainische Staat ein Nazi-Staat. Diesen Zusammenhang hat der amerikanische Historiker Timothy Snyder kürzlich elegant ausgedrückt: „Ein Nazi ist ein Ukrainer, der sich weigert zuzugeben, dass er ein Russe ist.“

In eigener Sache

🌸🌸🌸🌸🌸 Gratulationen 🌸🌸🌸🌸🌸

Wir gratulieren allen im Oktober geborenen Zeitzeuginnen, Zeitzeugen und Mitgliedern
05.10. Dietrich Henckel, 08.10. Hans-Joachim Loll, 10.10. Margit Siebner, 13.10. Helga Wille, 18.10. Winfried Schweitzer, 28.10. Helga Cent-Velden, 28.10. Saskia von Brockdorff

Ankündigung

HALBKREIS am Dienstag, den 18.Oktober 2022 um 17 Uhr
Zerplatzte Kinderträume im DDR-Sport

Claudia Tiedt (Jg:49) wird über ihre Schulzeit als Leistungsschwimmerin der Kinder- und Jugend-Sportschule berichten, die eine Observation durch die STASI ab ihrem 9. Schuljahr einschloss.

Im 2. Teil des Treffens berichten Zeitzeuginnen und **Zeitzeugen über ihre Einsätze in Schulen, in den Medien**, bei Reisegruppen und sonstigen Anlässen. Dieses Treffen dient der gegenseitigen Information und Anteilnahme.

Moderation: Eva Geffers

.Ort: Die Veranstaltung findet in der Sky Lounge des Hauses Hardenbergstraße 9a, über dem 4. OG in der Firma „Wein und Vinos GmbH“ statt (Aufzug ist vorhanden) U-Ernst-Reuter-Platz

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!

V.i.S.d.P: Jens Spletstöhser, Redaktion: Eva Geffers, redaktionelle Mitarbeit: Elli Tellmann, Lektorat und Layout: Margot Schmezer
ZeitZeugenBörse e.V., Togostr. 74, 13351 Berlin, ☎ 030-44046378

Mail: info@zeitzeugenboerse.de – www.zeitzeugenboerse.de

Bürozeiten: Montag, Mittwoch, Freitag 10 – 13 Uhr

Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe. Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten. Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken.

Über Spenden freuen wir uns sehr: Bank für Sozialwirtschaft

BIC: BFSWDE33BER

IBAN: DE83 1002 0500 0003 3407 01

Typowerk Design und Druck

BODONI Vielseithof, Buskower Dorfstraße 22

16816 NEURUPPIN/OT BUSKOW

☎ 033915109095, FAX: 030-28387568, Mail: info@bodoni.org

Die ZeitZeugenBörse e.V. wird gefördert von der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales